

Geld ist besser als sein Ruf!

Nicht nur der Volksmund glaubt zu wissen, dass Geld nicht glücklich macht: Fast alle Philosophen von der Antike bis heute sind sich einig darin, dass Glück nichts mit Geld zu tun habe, oder gar, wie zum Beispiel Diogenes von Sinope, dass materieller Wohlstand dem Glück sogar abträglich sei. Doch die Werbung für die Automarke Lexus weiß es besser: „Wer meint, dass man Glück nicht kaufen kann, gibt sein Geld falsch aus.“ Denn auch wenn Geld nicht alles ist, so ist ohne Geld doch fast alles nichts!

Geld hat einen schlechten Ruf! „Es ist leichter, dass ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, denn dass ein Reicher in den Himmel komme“, weiß schon die Bibel. Der Umfang eines Erbes, so auch die allgemeine Überzeugung, sagt nichts darüber aus, ob der Erblasser ein glückliches oder gar gelungenes Leben führte. Es ist aber nicht nur der Himmel, der es mit den Reichen nicht gut meint. Auch die Erde hat wenig für sie übrig. Denken wir nur an Michael Moore. In seinem neuen Film *Kapitalismus: Eine Liebesgeschichte* erklärt er den Hang zum Geld zu einer verbotenen Liebe: „einer Liebe, deren Namen man nicht auszusprechen wagt“.

In der Szene, in der sich Moore vor dem Gebäude einer Bank aufbaut und lauthals „Wir wollen unser Geld zurück!“ brüllt, wird auch deutlich, worauf der Abscheu vor den Reichen beruht: Er beruht auf der naiven Vorstellung, dass der Reichtum dieser Welt ein Kuchen sei, dessen Stücke ungerecht verteilt wurden. Wenn die einen ein zu kleines Stück erhielten, könne dies nur daran liegen, dass sich die anderen ein zu großes Stück genommen haben.

Selbstverständlich ist die Geschichte, wonach die Reichen ihr Geld allein der Ausbeutung der Armen verdanken, ein Ammenmärchen, das nur noch selbsternannte Robin Hoods wie Michael Moore glauben. Wir brauchten uns mit dieser Mär auch gar nicht weiter zu befassen, wenn sie sich nicht unaufhörlich in immer neuem Gewande in die Diskussion schleichen würde.

In seiner neuesten Fassung findet man das linke Ammenmärchen in Richard Layards Buch *Die glückliche Gesellschaft: Kurswechsel für Politik und Wirtschaft*. Als Ökonom lässt sich Layard natürlich nicht zu der Behauptung hinreißen, dass die Reichen ihr Geld den Armen geraubt hätten. Doch er ist der Meinung, dass der Staat die Reichen guten Gewissens noch höher zugunsten der Armen besteuern dürfe. Sein Argument: All ihr Geld macht die Reichen ohnehin nicht glücklicher!

Zum Beweis führt Layard die wohlbekannteste Tatsache an, dass Geld einen abnehmenden Grenznutzen hat: Für den, der gar nichts besitzt, ist ein Euro weit mehr wert als für den, der bereits 100 Euro hat, oder anders ausgedrückt: Der Unterschied zwischen einem Vermögen von sechs und einem von sieben Milliarden Euro ist kein lebensweltlich realer, sondern nur eine Rechengröße, ein reiner Zahlenunterschied. Für das Leben des Eigentümers, für dessen Möglichkeit, das Geld in sinnvollen Konsum umzusetzen, spiele die Differenz zwischen sieben und acht Milliarden keine Rolle. Dieser abnehmende Grenznutzen sei auch der Grund dafür, dass man Glück nicht kaufen könne.

Doch selbst wenn Geld nicht glücklich machen sollte, kann dies natürlich noch lange keine Rechtfertigung dafür sein, es den Reichen kurzerhand wegzunehmen. Doch stimmt es überhaupt, dass man Glück nicht kaufen könne?

Richard Layard stützt seine Behauptung auf zwei vermeintliche Fakten. Erstens: Obgleich sich das Pro-Kopf-Einkommen der westlichen Industrienationen in den vergangenen 50 Jahren mehr als verdoppelte, habe sich unser Glück doch kaum erhöht. Und zweitens: Bei einem monatlichen Nettogehalt von 2 000 Euro verliere zusätzliches Geld seinen Wert. Mit anderen Worten: Wer weniger als 2 000 Euro verdient, mag durchaus unglücklicher sein, doch wer mehr als 2 000 Euro verdient, sei keineswegs



glücklicher – ganz gleich, ob er nun 2500, 5000 oder 10000 Euro im Monat verdiene.

Doch lassen sich diese Fakten – wenn es denn welche sind! – nicht auch anders erklären? Tatsächlich bietet die sogenannte Glücksforschung eine viel einfachere und überzeugendere Erklärung an. Die Glücksforschung – ein noch recht junger Wissenschaftszweig, der Biologie, Psychologie und Soziologie miteinander verbindet – beruht auf vier Theoremen. Diese vier Theoreme sind der „Sollwert“, das „Anpassungsprinzip“, das „relative Einkommen“ und die „hedonistische Tretmühle“.

Hinter dem Sollwert-Theorem verbirgt sich die Beobachtung, dass wir offenbar über eine genetisch fixierte Bandbreite subjektiven Wohlbefindens verfügen. Wie die Intelligenz, so ist auch unser Glücksempfinden zum weitaus überwiegenden Teil erblich festgelegt. Ähnlich wie sich ein Intelligenzquotient ermitteln lässt, könnte man daher für jeden Menschen im Prinzip auch einen „Glücksquotienten“ errechnen.

Wenn wir etwa eine Skala von 1 bis 100 zugrunde legen, könnte jemand beispielsweise einen Sollwert von, sagen wir, 75 haben. Insofern der Sollwert nicht so sehr einem Punkt als vielmehr einer Verteilung entspricht, ließe sich das durchschnittliche Wohlbefinden eines Menschen mit einem Sollwert von 75 im günstigsten Fall auf 80 erhöhen oder im ungünstigsten Fall auf 70 verringern.

Die Erkenntnis, dass unser Glücksempfinden weitgehend genetisch determiniert ist, beruht auf den Ergebnissen der Zwillingforschung. David T. Lykken, der gemeinsam mit Thomas Bouchard das MISTRA-Projekt (Minnesota Study of Twins Reared Apart; die „Minnesota-Studie getrennt aufgewachsener Zwillinge“) leitet, hat rund 1500 erwachsene Zwillingspaare auf ihr durchschnittliches Wohlbefinden untersucht. Unter diesen 1500 Paaren befanden sich 663 eineiige Zwillingspaare, die gemeinsam, und 69 eineiige Zwillingspaare, die getrennt voneinander aufgewachsen sind. Obgleich die eineiigen Zwillinge, die nach der Geburt getrennt worden waren, unter ganz verschiedenen Adoptiveltern und ganz verschiedenen Lebensbedingungen aufgewachsen sind, verfügten sie doch über nahezu denselben Grad subjektiven Wohlbefindens.

Das zweite Theorem der Glücksforschung, das „Anpassungsprinzip“, besagt, dass wir nahezu unabhängig davon, was uns widerfährt, recht rasch wieder zu unserem ursprünglichen Sollwert zurückkehren. Das Anpassungsprinzip beinhaltet daher sowohl eine gute als auch eine schlechte Nachricht. Die schlechte Nachricht ist, dass diejenigen, die etwa das Glück ha-

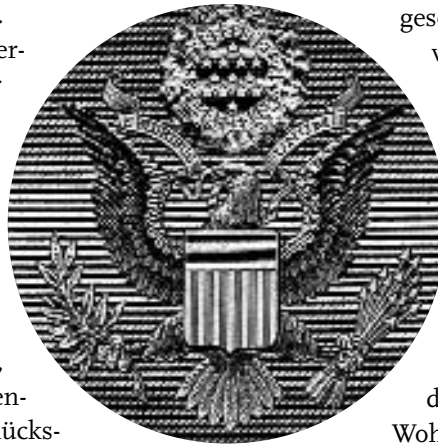
ben, Millionen in der Lotterie zu gewinnen, nach einer nur kurzen Phase der Euphorie wieder auf ihr früheres Maß subjektiven Wohlbefindens zurückfallen. Die gute Nachricht jedoch ist, dass diejenigen, die etwa das Pech haben, nach einem Unfall querschnittsgelähmt im Rollstuhl zu landen, nach einer kurzen Phase der Depression ebenfalls wieder zu ihrem früheren Maß subjektiven Wohlbefindens zurückfinden.

Der Anpassungsprozess beträgt im Mittel etwa ein Jahr. Wie bereits erwähnt, muss man sich den Sollwert eher als Bandbreite denn als Punkt denken. So gesehen, können wir uns beispielsweise vorstellen, dass das subjektive Wohlbefinden eines Menschen mit einem „Glücksquotienten“ von 75 nach einer Querschnittslähmung vielleicht für immer auf 70 abfällt und nach einem Lotteriegewinn für immer auf 80 ansteigt.

Das dritte Theorem der Glücksforschung ist das „relative Einkommen“. Danach neigen wir dazu, unseren eigenen Wohlstand am Wohlstand anderer zu messen. Wenn alle um uns herum ärmer sind als wir, fühlen wir uns reich; wenn alle um uns herum reicher sind, fühlen wir uns arm. Wie groß die Rolle des relativen Einkommens ist, hat ein Experiment gezeigt, bei dem Studenten der Harvard-Universität die Wahl zwischen „zwei Welten“ hatten. Sie sind gefragt worden, ob sie lieber in einer Welt leben wollten, in der sie 50000 Dollar im Jahr verdienten und alle anderen nur 25000 Dollar; oder in einer Welt, in der sie 100000 Dollar im Jahr erhielten, alle anderen aber 250000 Dollar. Obgleich es nur schwer zu glauben ist, hat sich die Mehrheit der Studenten doch tatsächlich für ein Leben in der ersten Welt entschieden. Das heißt, sie verzichteten auf ein doppelt so hohes Einkommen, nur um nicht „ärmer“ als die anderen zu sein.

Mit „hedonistische Tretmühle“ wird das vierte Theorem der Glücksforschung bezeichnet: Da sich Menschen rasch an einen höheren Lebensstandard gewöhnen, verblasst das Glück, das ihnen materieller Wohlstand bringt, schnell. Um wieder so glücklich zu sein, wie sie es beim Kauf einer teuren Uhr waren, bedarf es jetzt eines teureren Anzugs, dann eines noch teureren Autos, eines Hauses, einer Yacht und so weiter. Kurz, es ist wie bei einer Sucht. Es bedarf ständig eines neuen und höheren Reizes, um dieselbe Wirkung zu erzielen. So rennen und rennen sie in ihrem Hamsterrad, ohne einen einzigen Schritt voranzukommen.

Die vier Theoreme der Glücksforschung erklären nun auch Layards „Faktum“, dass die Menschen heute nicht viel glücklicher sind als vor 50 Jahren. Dass sich unser Wohlbefinden trotz einer Verdopplung unseres Pro-Kopf-Einkommens kaum erhöht hat, ist schließ-



lich alles andere als verwunderlich, wenn wir über ein weitgehend genetisch fixiertes Maß an Glück verfügen, uns rasch an neue Lebensbedingungen anpassen, unser Einkommen stets an dem anderer messen und uns im Kampf gegen das Verblässen des Glücks in der hedonistischen Tretmühle verfangen.

Wie unsinnig das Bild vom Kosten und Nutzen kalkulierenden *homo oeconomicus* (wörtlich: Wirtschaftsmensch) ist, wird spätestens dann deutlich, wenn man sich folgende Frage vorlegt: Würde irgendjemand, der erfährt, dass sich das Jahreseinkommen der Japaner zwischen 1958 und 1987 verfünffacht hat, allen Ernstes annehmen, dass sie nun auch fünfmal so glücklich seien? Wohl kaum!

Doch zurück zum lieben Geld. Da unser Glück weitgehend in den Genen liegt und wir uns rasch an den Reichtum gewöhnen, darf man vom Geld tatsächlich keine Wunder erwarten. Doch dass Geld nur einen kleinen Effekt auf unser Wohlergehen hat, bedeutet selbstverständlich nicht, dass es gar keinen Effekt hat. Und so stimmt es denn auch schlicht und einfach nicht, dass Geld ab einem monatlichen Nettoverdienst von 2000 Euro kein Glück mehr kaufen könnte.

Wie eine aktuelle Untersuchung von Richard Lucas und Ulrich Schimmack zeigt, ist der abnehmende Grenznutzen des Geldes keineswegs so hoch wie von Layard behauptet. In ihrer Untersuchung von über 20 000 deutschen Haushalten zeigte sich nicht nur, dass diejenigen, die monatlich 3000 Euro verdienen, durchaus zufriedener waren als diejenigen, die nur 2000 Euro verdienen, sondern dass das Glück mit dem Gehalt auch weiter kontinuierlich steigt: Ein mittleres Einkommen macht glücklicher als ein niedriges Einkommen, aber ein hohes Einkommen macht nachweislich auch glücklicher als ein mittleres Einkommen.

Soll das bedeuten, dass Geld tatsächlich glücklich macht? Ja! Doch wie die Werbetexter der Luxusautomarke Lexus wissen, hängt dies immer davon ab, wofür man sein Geld ausgibt.

Um zu veranschaulichen, wie Geld zum Glück beitragen kann, lohnt es sich, auf eine weitere Annahme der Glücksforschung zurückzugreifen. Nach Martin Seligman, einem Pionier der Glücksforschung, setzt sich ein glückliches Leben aus dreierlei zusammen: aus einem „angenehmen Leben“, einem „guten Leben“ und einem „sinnvollen Leben“. Ein angenehmes Leben führt man, wenn man viel Freude hat. Ein gutes Leben führt man, wenn man sich die Achtung anderer erworben hat. Und ein sinnvolles Leben führt man, wenn man sich einer nützlichen Aufgabe verschrieben hat.

Geld kann zu allen drei Teilen des glücklichen Lebens beitragen. Geradezu offensichtlich ist dies für das angenehme Leben. Geld erlaubt ein Leben ohne finanzielle Sorgen und Nöte. Zudem gestattet es uns, das Leben zu genießen, sei es durch den Gang ins Restaurant, den Besuch eines Theaters oder Reisen in ferne Länder.

Nur wenige werden ihre Erfüllung darin finden, in Saus und Braus zu leben oder sich mit Prunk und

Die esoterische Dimension der Ein-Dollar-Note

Selbst in unserer durch und durch säkularen Welt ist der weitverbreitetste Geldschein, die Ein-Dollar-Note, von „geheimnisvollen heiligen Qualitäten“ durchdrungen. Die interessante Seite ist nicht die mit dem Porträt von George Washington, sondern die mit dem Großsiegel der Vereinigten Staaten.

Links unten ist die hintere (normalerweise verborgene) Seite des Siegels abgebildet. Eine Darstellung, wie die Gründungsväter der amerikanischen Union die Quelle der Offenbarung interpretieren. Sie hat die Form eines Pyramidenstumpfs, gekrönt mit dem Dreieck des Lichts und dem alles sehenden Auge Gottes darin. Ein Symbol der spirituellen Macht, die über die Entstehung der Materie gebietet. Das Auge steht für die „Augenöffnung“ Jahwes oder Brahmas, wodurch die physische Welt geschaffen wurde. In unserer heutigen naturwissenschaftlichen Sprache würden wir vom Urknall sprechen. Die lateinischen Worte *Annuity Coeptis* bedeuten so viel wie „Es ist unserem Unterfangen günstig“. Der zweite Text *Novus Ordo Seclorum* bedeutet „Die neue Ordnung der Jahrhunderte“.

Die andere Seite des Siegels (die offiziell sichtbare) zeigt die Quelle der Tat, symbolisiert durch den Adler, der einzige Vogel, der in die Sonne schauen kann – ein Zeichen für Zeus. Der Adler hält 13 Pfeile (Symbol der Macht) im linken Fang und einen Olivenzweig (Symbol des Friedens) im rechten Fang.

Die Zahl 13, die Zahl der Transformation, steht für die Zahl der amerikanischen Gründerstaaten. Sie kann aber auch esoterisch verstanden werden, da sie in der Darstellung außerordentlich oft vorkommt: Nicht weniger als siebenmal wird auf die 13 Bezug genommen! Die Pyramide besteht aus 13 Reihen Steinen, der Adler hält 13 Pfeile, die lateinischen Worte *Annuity Coeptis* haben 13 Buchstaben, und der weitere Text (einschließlich der römischen Buchstaben für die Jahreszahl) ergibt 26 Buchstaben (oder zweimal 13). Um auf die richtige Zahl von Buchstaben zu kommen, wurde sogar ein „Rechtschreibfehler“ im lateinischen Text in Kauf genommen (*Seclorum* statt *Seculorum*). Die 13 Sterne über dem Adler bilden ein „Siegel des Salomon“ (auch „Davidstern“ genannt), eines der reichsten kabbalistischen und alchemistischen Symbole.

Bernard Lietaer

Zur Vertiefung empfohlen:

Lietaer, Bernard: Geld regiert die Welt – oder? Geldsysteme, Werte und soziale Beziehungen. der blaue reiter – Journal für Philosophie. Ausgabe 11. Geld. Seite 31

Pomp zu umgeben. Geld kann aber auch zu einem guten Leben beitragen. So erlaubt es beispielsweise, unsere Familie zu ernähren, unseren Kindern eine gute Ausbildung zu verschaffen oder unseren Freunden finanziell auszuweichen.

Und schließlich kann Geld natürlich auch zu einem

Beck

sinnvollen Leben beitragen. Ganz gleich, ob man sein Leben nun dem Sport, der Kunst oder der Wissenschaft verschrieben hat: Geld ermöglicht es uns, die Sache, für die wir uns einsetzen, zu unterstützen, sei es durch eine bloße Mitgliedschaft, großzügige Spenden oder gar die Schaffung einer eigenen Stiftung.

Wer den ganzen Tag damit beschäftigt ist, das Geld für das bloße Überleben zu verdienen, der hat weder die Zeit, sich die Achtung der anderen zu verdienen, noch seinem Leben einen anderen Sinn zu geben als den des puren Überlebens. Auch lässt sich mit Geld viel Lästiges vom Hals halten: Wer genug Geld hat, sich eine Haushälterin zu leisten, ist von zeitraubenden Putzarbeiten befreit und kann sich derweil sinnstiftenderen Tätigkeiten widmen, allfällige Streitereien mit Vermietern zum Beispiel kann man einen teuren Rechtsanwalt regeln lassen, mit Geld lassen sich gesunde Lebensmittel kaufen, die das Krankheitsrisiko vermindern und das Leben verlängern helfen, Geld kauft die besten Ärzte und die besten Medikamente und so weiter und so fort. Wer würde auch ernstlich der Einsicht Dagobert Ducks widersprechen wollen, dass es besser sei, reich und gesund zu sein, als arm und krank? Zumal Armut ein großes Krankheitsrisiko in sich birgt.

Die meisten Philosophen waren sich bedauerlicherweise zu fein, um den Wert des Geldes zu erwähnen. Eine der wenigen Ausnahmen bildete Arthur Schopenhauer, der in seinen berühmten *Aphorismen zur Lebensweisheit* schrieb: „Ich glaube keineswegs etwas meiner Feder Unwürdiges zu thun, indem ich hier die Sorge für die Erhaltung eines erworbenen oder ererbten Vermögens anempfehle. Denn von Hause aus so viel zu besitzen, daß man, ohne zu arbeiten, bequem leben kann, ist ein unschätzbare Vorzug: denn es ist die Exemption (Freistellung) und die Immunität von der dem menschlichen Leben anhängenden Bedürftigkeit und Plage, also die Emancipation vom allgemeinen Frohndienst, diesem naturgemäßen Loose des Erdensohns. Nur unter dieser Begünstigung des Schicksals ist man als ein wahrer Freier geboren: denn nur so ist man eigentlich sein eigener Herr, Herr seiner Zeit und seiner Kräfte, und darf jeden Morgen sagen: ‚Der Tag ist mein‘.“

Mit anderen Worten: Der wahre Wert des Geldes besteht darin, dass es in Freiheit konvertierbar ist. Oder, wie es der von Schopenhauer beeinflusste russische Schriftsteller Fjodor Dostojewski einmal treffend ausdrückte: „Geld ist in Münzen gegossene Freiheit.“

Dr. phil. Edgar Dahl ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Max-Planck-Institut für molekulare Biomedizin und Dozent am Institut für Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. Neben Problemen der Bioethik beschäftigen ihn vor allem Fragen der Moralphilosophie, Rechtsphilosophie und Religionsphilosophie.

Literatur:

- Diener, Ed; Biswas, Robert: Diener Happiness: Unlocking the Mysteries of Psychological Wealth. Blackwell, Oxford 2008
- Haidt, Jonathan: Die Glückshypothese: Die Quintessenz aus antikem Wissen und moderner Glücksforschung. VAK, Kirchzarten 2007
- Hecht, Jennifer M.: The Happiness Myth: Why What We Think is Right is Wrong. Harper Collins, San Francisco 2007
- Layard, Richard: Die glückliche Gesellschaft: Kurswechsel für Politik und Wirtschaft. Campus, Frankfurt am Main 2005
- McMahon, Darrin: The Pursuit of Happiness: A History from the Greeks to the Present. Penguin, London 2007
- Schopenhauer, Arthur: Aphorismen zur Lebensweisheit. Diogenes, Zürich 1987
- Seligman, Martin: Der Glücks-Faktor: Warum Optimisten länger leben. Lübbe, München 2005
- Lucas, Richard E.; Schimmack, Ulrich: Income and Well-Being. How Big is the Gap Between the Rich and the Poor? *Journal of Research in Personality* 43: 75–78, 2009